

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 6 (1930)
Heft: 16

Artikel: Nur ein Mensch
Autor: Manuel, Arthur
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-755757>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nur ein Mensch

NOVELLE VON ARTHUR MANUEL

(Nachdruck verboten)

Das Workhouse, um gleich zum Kern unserer Geschichte zu kommen, war in die schwarze Mitte des Stadtkuchens gebacken, und, damit es ja niemandem einfallen, etwa einen seiner kostbaren Insassen zu stehlen, mit einer über vier Meter hohen Mauer umgeben, auf der man sich, falls umgekehrt etwa einer ausbrechen wollte, den Hintern an in den Kalk eingemauerten Glasscherben zerschneit. «Arbeitshaus» war der menschenfreundliche Name, den man vor einigen hundert Jahren diesem Gefängnis gab. Es war zwar sehr wenig gearbeitet worden in diesem Hause, dafür aber immer korrekt und ehrlich und christlich gestorben, wovon die uralte Highchurchkapelle, die sich in der Mitte der Anstaltsgebäude befand, fast täglich rührendes Zeugnis gab. Sie wimmerte dann aus ihrem dünnen schwarzen Hälschen auf in die Hörsäle des nahen Universitätsgebäudes hinüber, wo selbst die Rechtsstudenten umsonst ihre Köpfe nach diesem mittelalterlichen Ungetüm «Workhouse» verdrehten, sich schon jetzt trauernd bewußt, daß sie selber wohl sehr wenig an dessen Zuständen zu ändern vermöchten. «Yes, but if the Lords Will, Our children». Vorläufig war die Welt noch schlecht und würde es wahrscheinlich auch einige hundert oder tausend Jahre noch bleiben. Dies, nebenbei bemerkt, war der Eindruck, den ich, als ich mich eines Tages plötzlich ernsthaft mit diesem Workhouse zu befassen begann, von den meisten jener Rechtsstudenten erhielt.

Dennoch, um es zu wiederholen, war Brownlow Hill, wie der Name dieser mittelalterlichen Festung hieß, kein Gefängnis. Die Leute, die man dort einschloß, hatten nichts Böses getan, wenigstens nichts, was gegen das englische Corpus juris verstieß. Es saßen, wenn man so sagen darf, lauter «abnormale Fälle» darin. Dabei bestand die Abnormalität sehr oft ganz einfach nur in Heimatlosigkeit, Gebrechlichkeit, Krankheit, kurz: in einem Leben, mit dem die Leute jener kultivierten englischen Hafenstadt sonst einfach nichts anzufangen wußten. Brownlow Hill war sozusagen der Aergernispfuhl. Alles, was vordem die Fähigkeit besessen, die Augen irgendeines oder mehrerer guter Stadtbürger zu beleidigen, hatte Anspruch und Recht, eines Tages in Brownlow Hill zu verschwinden. So wurde das Workhouse das Krematorium der Lebenden, die man leben ließ, um sie nicht totschiessen zu müssen; am freiwilligen Sterben aber, das war ungeschriebene Regel, sollte sie auch niemand hindern. Wer nun aber glauben sollte, ohne weiteres als Insasse oder auch nur als Besucher dort eintreten zu können, der irrte. Brownlow Hill hatte noch den Burgcomment des Mittelalters bewahrt. Es stand unter Schutzherrn und weisen Patronen, an seinem Toreingang war eine Paßschranke, an diese ein gläsernes Zollhaus mit einem armierten Wächter gestellt. Niemand wurde eingelassen, der nicht Papiere vorwies.

— Sie wünschen?

Es war ein nebliger Abend, einer jener Abende, wie man sie nur in jener Hafenstadt kennt. Die ganze Stadt, Häuser, Menschen, Tiere, scheint in einem gespenstigen Hexenkessel zu schwimmen. Nirgends gibt es gerade Konturen. Daß man sich tatsächlich auf der Erde und nicht irgendwo in einem Geisterlande befindet, beweist nur das deutlich vernehmbare Fluchen, das man an jeder Straßenecke, unter jedem Torbogen, vor jeder Elektrischen, ja sogar neben manchen Laternenpfählen vernimmt, deren Licht ihren dunklen steifen Träger ebenso wenig zu erleuchten vermag als eine rote oder gelbe Nase einen Betrunknen. Zwischenhin-ein sirren Pfeifen, Kommandorufe Fabriksirenen und das katerartige Fauchen der Meerungetüme, die, an die Nebelbänke des Hafens geschmiedet, umsonst sich nach Orangen- und Bananenzonen sehnen: die Stadt, der Hafen, der Meerestrang bleibt für Tage, vielleicht Wochen wie mit dichter, schmutziger Watte verstopft. Schiffsbewegungen sind lebensgefährlich, Menschen gehen nur aus, wenn sie müssen. Es gab aber sogar auch heute welche, die irgendeine stumme Not vor die Paßschranke des Workhouses trieb. Meist arme Weiber in schreck-

lichen Schalen. Wie Nachtenten hockten sie in ausgefranst Tüchern vor der Paßstelle herum. Einige rauchten. Die meisten aber bespuckten fortwährend den Boden. Es war halsbrecherisch, über diese glitschigen, ausgetretenen Steinfließen zu gehen. Dennoch führte kein anderer Weg ins Innere dieser schrecklichen Burg. Warten. Warten. Warten. Schieben. Stoßen. Stehen. Warten. Immer wieder drängten neue Jammergestalten heran. Die Aufgerufenen schlüpften endlich hindurch.

— Sie wünschen?

Ich verstand nicht sogleich. Der Zollwächter, der in grauer Montur wie ein Leichenbestatter im Glas-hause saß, sah mich erst gar nicht an.

— Nun? Ja? fragte er grob.

Aber auch der Name, den ich stammelte, buchstabierte, auf einen Zettel aufschrieb, war durchaus nicht leicht zu verstehen. Eine Mißgeburt von einem Namen, mochte dieser englische Zollwächter denken. Wahrscheinlich ein Hunne! Hunnen nannte man alle Deutschen im Krieg. Da ich aber nicht von der Schranke wegwich, war er genötigt, ein Buch aufzuschlagen. Das Buch, in dem die Namen der Insassen stehen. Das Gästebuch von Brownlow Hill, das, in schwarzes Leder gebunden, an einer eisernen Kette neben seinem Zoltschloß hing. Aber siehe da: es schien keinen solchen Namen zu geben: ein Name, der auf die Zunge eines solchen Paßwächters wie ein deutscher Stacheldraht wirkte. Nein, es war kein solcher Name zu finden. Gott, Gott! Ich aber wußte, daß dieser Mensch, der diesen Namen oder vielleicht auch einen andern oder auch nur verstümmelten trug, wirklich, lebhaftig in diesem Workhouse saß. Daß ich ihn sehen mußte! Heute, nicht erst in fünf Wochen. Nicht erst, nachdem ich einen zehnteiligen Brief an die weise Behörde dieser königlichen Anstalt geschrieben. Heute, nicht morgen! Was aber tun? Da wollte es der Zufall, daß aus meinen Papieren ein alter Umschlag vor die Augen dieses Zollwächters kam. Und dieser alte, gelbe Briefumschlag, mein Gott, wirkte wie ein goldenes Schwert, wie der Stab Moses, der Felsen erweicht. Die Paßstelle war frei, ich konnte mich ungestört, ohne überfallen oder gar hinausgestoßen zu werden, in diesem königlichen Lusthaus bewegen. Und, ehe ich meinen Mann suchte, schickte ich meine Augen denn auch wirklich ein wenig spazieren, so weit, als das in dieser gespenstigen Atmosphäre überhaupt irgendwie ging. Das «Haus», von dem ich sprach, war ein Dorf, nein, eine Stadt. In der Mitte stand die schwarze Kapelle, darum herum aber schichtete sich der ganze schreckliche Kulissenberg eines vermoderten Mittelalters empor. Die ganze Anstalt schien uraltes Theaterrequisit. Gerümpelkammer einer verkrachten Haupt- und Staatsaktion. In hundert oder zweihundert Jahren, dachte ich, würde man dieses Stück vielleicht wieder mal spielen. Bis dahin schienen Requisiten und Schauspieler in dieses Gefängnis gesperrt. Die Menschen, denen ich begegnete, liefen alle irgendwie in weißer, gelber oder gar grünlicher Schminke herum. Kulissenschieber, die sich selber nur noch mühsam in Pantoffeln oder Holzschuhen von der Stelle bewegten. Schieber ihrer eigenen Kulissen, auf deren Rückseite ein halbhundertjähriges Elend aufgeschrieben war: Elend von Hinterhöfen und Kloaken, vielleicht aber, wer weiß, auch von einstmaligem Reichtum und großer Eleganz. Nicht alle standen als Bettler. Wie man in einem Narrenasyl Fürsten und Könige findet, so auch hier: stolze spanische Ritter, die trauernd an nebelfeuchten Hausmauern kleben. Dann allerdings, wie Gesandte des heiligen Geistes, flatterten an diesen Gestalten manchmal einige weiße Tauben vorbei: Krankenschwestern, die in irgendeinem dieser gespenstigen Gebäude wieder verschwand. Von mir selber nahm niemand Notiz. Ich suchte auch niemanden. Wirklich, ein Moment, eine kurze Ewigkeit lang, schien ich wie in eine andere Welt hinübergerückt: eine Welt, in der es keine Pflichten, keine Aufgaben, selbst keine schlagenden menschlichen Herzen mehr gab. Nur Neugierde. Nur großes Verwundern. Nur unendlicher, doch fast traumhafter Schmerz. Keinen

Schmerz, den man persönlich irgendwie fühlt, sondern einer, der einen wie eine große, uralte, riesenhafte Narbe rings umgibt: wie eine Mauer, die, wenn man sie antasten will, fernertückt, wie ein im Nebel flatterndes Tuch. Schmerz, den man nicht greift. Aber atmet. Mit allen Poren. Schmerz, so groß und grau wie ein Meer. Glücklicherweise, wer bewußtlos irgendwie treibt. Obenauf. Dahin. Jahre hindurch. Ohne Zeitsinn. Ohne Gefühl. Ohne Bewußtsein eines Endes. Stumpfsinnig, erloschen. Ganz ohne Qual. Selig in Grau. In diesem bewußtlosen, abgrundtiefen und doch einen auch von außen wie Nebel rings umtastenden und verwirrenden Gefühl war ich einen Augenblick völlig untergegangen: Grau in Grau, Tuch in Tuch, müdes Auge in erloschenem Blick, tote Hoffnung in erloschenem Grab. War, mit einem Wort: Brownlow Hill.

Dann aber trat plötzlich ein Mensch auf mich zu und tat wieder jene seltsame Frage:

— Sie wünschen?

Ein Aufseher, grob wie ein Irrenwärter, richtete seine stahlharten Augen auf mich.

Einen Augenblick war ich verwirrt. Dann, wie schon an der Paßstelle begann ich jenen seltsamen, für einen Engländer so unfassbaren Namen des von mir gesuchten Menschen zu stammeln.

— Kommen Sie, sagte er endlich, und winkte mir hinter sich her, wie ein Unteroffizier, der einen Sträfling abführt. Lautlos wie ein Gespenst glitt er voran, auf Gummisohlen, einen Gummistock unter dem Arm. Ueber dem Schädel ein Helm wie ein Plantagenaufseher, der auf den Sklavenmarkt geht. Jedenfalls, fühlte ich, ein Mensch, der gewohnt war, seinen Befehlen den nötigen Blutdruck zu geben. Befehle, die sich gegebenenfalls aufdrängten mit Gummi. Ja, mit einem bloßen winzigen Wippen, wie ein Offizier mit seiner Gerte wippt. Und warum, dachte ich, soll der da nicht auch einmal ein paar Dutzend Neger, Inder, Europäer unter den Busch gebracht haben? War denn nicht Krieg? Drei oder vier Jahre? ... Unter solchen Gedanken folgte ich meinem Führer um ein paar Mauerwinkel, durch allerlei seltsame Tore, durch Korridore, schließlich einer Flucht von Amtstüren entlang bis vor den Schalter des «Guardians», des Gefängnispräfecten, dem ich meine Papiere übergab, worauf der Aufseher im Hintergrund spurlos verschwand. Der Mann gegenüber, ein ausgemergelter Greis, in Zivil (worüber ich mich sehr wunderte), lud mich vor dem Schalter zum Sitzen ein, kramte in den Papieren und wies mir schließlich aus einem Buch einen Namen vor, der dem, den ich suchte, einigermaßen glich:

— Kaempel, Max, Eingang-30. März 1918, Alter 53, Religion katholisch, ohne Papiere.

— Der Mann, den ich suche, sagte ich, heißt ähnlich: Max Krempel, gebürtig, wie Sie sehen, aus München.

— Ich verstehe kein Deutsch, sagte der greise Gentleman Oberst, aber sehen Sie sich den Mann einmal an.

Hierauf, wie durch einen Zufall, bekam auch er das gelbe Kouvert zu Gesicht: «Mrs. F. . . . president of the society for foreigners in distress» (Präsident in der Gesellschaft für arme unterstützungsbedürftige Ausländer).

— Mrs. F. . . ., sagte er, Sie kommen von Mrs. F. . . .?

Ich nickte.

Da verneigte er sich tief.

— Im Ausländerasyl, sagte er dann, klingelte und übergab mich der Führung einer kleinen hinkenden Gehilfenkreatur, die mich wieder durch ein wahres Schloßlabyrinth von Gängen, Stiegen, kleinen Gäßchen, Spirtaltreppen, endlich auf einen Hof hinabführte, in dem als einziges menschliches Wesen ein weißhaariger Neger saß, der, ohne uns zu gewahren, in tiefster Andacht unter den Kleidern seinen schwarzen Nabel bekratzte.

Ich starrte den Kerl an, wie man ein zoologisches Wunder anstiert. Der krüppelhafte Führer aber lief wie vor einem sich lausenden Hund an diesem ar-

men Teufel vorüber. Mein Gott, dachte ich, was ist denn das los? Ich hatte noch nie einen Menschen in solch zeitloser Versenkung gesehen. Dann aber wurde mein Blick rasch vor einen ganzen Bilderbogen anderer Eindrücke gerissen, von denen jeder einzelne wie ein Nagel durch die Kopfhaut bis in die Herzgegend stieß. Ein Alter, der in einem vollkommen leeren Zimmerchen seine Füße in einem Kübel voll Blut badete... Aderlaß, was weiß ich, vorbei, vorüber... Unter einer Tür kicherte mich ein weibliches Wesen an, scheu und heiser wie eine Nachtteule... Hihihihhi... Ein Triller, der einen ganzen Korridor füllte... Ein Mann, wie aus Lehm in eine Ecke gestellt, warf plötzlich ein paar skelett-dürre Arme nach mir aus... «Tabak! Tabak!» schrie er... die Hände blieben in der Strecke erstarrt... Dann, von weitem her, scholl Gebrüll. Der kleine höckerige Führer stieß eine Tür auf, lief weg, ließ mich stehen.

Da stand ich.

Wie ein Götzenbild.

Dreißig, vierzig Paar Augen auf mir. Feindliche, drohende, verdutzte, ängstliche, winselnde, das ganze Panoptikum menschlichen Fühlens startete mir aus diesen achtzig Höhlen entgegen. Am gefährlichsten die zweier Gelber, wahrscheinlich eines alten Japaners und eines Chinesen, die sich zur Belustigung aller eben gebost haben mochten. Der Chineser hatte den Kopf um den Schädel gewickelt, aus seinem Maule floß Blut. Der Japaner grinst wie ein wollüstiges Raubtier mit einem eisigen Lächeln vor sich hin. Allen achtunddreißig andern zitterten vom Lachen, Brüllen und Rufen gewissermaßen noch die Brüste. Was man aber eigentlich unter Brüsten versteht, war hier natürlich nicht wirklich vorhanden. Die Brüste dieser Menschen waren meist dünne dürre Bretter, hinter denen der Tod seinen gefährlichen Husten und grüngiftigen Auswurf verbarg. Greise! Aller Alter, vom ausgemergelten Milchbart bis zum Moses hinauf. Ein Larvenbündel von vierzig erledigten Existenzen startete mir in dieser unvergesslichen Sekunde entgegen. Sie hockten auf dem Boden, auf Stühlen, Klapperten mit Zinnlöffeln, kauten Tabak, streckten einem gewissermaßen ein einziges riesiges Maul voll gelber wackliger Zähne entgegen. Alle starrten auf mich. Auf mich, der ich wie ein Bote aus einer anderen Welt plötzlich an der Pforte ihres unterirdischen Reiches erschienen, um, wer weiß, einen einzigen von ihnen, zur Hölle oder zum Tode zu führen. Jedenfalls war ich selber blaß wie der Tod.

— Kremp! rief ich.

Nichts, das sich rührte.

Nein, diese Wesen hatten solche Laute noch niemals gehört.

— Kremp!

Da, auf einmal, schien es, als wolle sich in einer Ecke etwas bewegen.

— Kremp!

Zitternd, wie schon aus dem Jenseits gerufen, erhob sich ein Mann. Ein Mensch, den ich nie mehr vergesse. Einer, der vollkommen deutlich wußte, wo er sich befand, der sich aber, durch eigenen Willen, wie hinter einer Mauer von seiner ganzen Umgebung verschanzte. Einer, der sich taub stellte, wenn die anderen grinsten. Einer, der sich gesättigt fühlte, wenn die anderen fraßen. Einer, der schlief, wenn sie wachten, der wachte, wenn jedermann schlief. Ein Blinder und doch ein Sehender.

— Kremp! rief ich nochmals.

— You want? kam es englisch zurück.

— To speak to you, sagte ich.

Jetzt fühlte und sah ich, daß er aus dem Saal geführt werden sollte. Erstellte seinen Blindenstock vor sich hin und kam mir mit steifen Beinen entgegen. Mir, seinem Schicksal. Er war vollkommen kahl. Nur um die Ohren zeigte sich der Rest eines Silberreifs, der aber so dünn war, daß er wohl jeden Augenblick abgestreift werden konnte. Die Haut hing ihm in tiefen Falten vom Kinn. Die Stirne war blaß wie die eines Fiebernden, von tausend ausgekratzen Gramphonadeln beschrieben. Immer dieselbe Melodie, dieselbe Melodie... Die Melodie aller Tage... Das graue Elend aller dieser Tage darin... Der Gang war aufrecht, beinahe stolz. Der Adel der erloschenen Augen wurde noch durch eine kühn vorspringende, leicht gebogene, sehr schmale, feine Nase verstärkt.

— Mit wem habe ich die Ehre? fragte er englisch.

— Kommen Sie, sagte ich, griff ihm unter den Arm und führte ihn aus seiner gräßlichen Hölle heraus, in der, kaum daß die Tür geschlossen, wieder das

Boxmatsch zwischen dem Chinesen und dem Japaner begann. Die Brüste der Zuschauer kicherten hohl. Es wurde geklatscht, gehustet und auf den roten, ausgewaschenen Steinboden gespußt. Ich selber stand mit dem Blinden in einer Ecke des Korridors.

Ich sprach deutsch.

Worauf er, erschütternd, tonlos, zu weinen begann.

— Nie mehr deutsch gesprochen? fragte ich endlich.

— Sechs Jahre, sagte er.

— Sie heißen Kremp?

— Ja, Kremp, Max.

— Deutscher?

— Ich weiß nicht.

— Wie, was sagten Sie da?

— Ich weiß wirklich nicht, ob ich noch Deutscher bin. Den Papieren nach, fuhr er fort, bin ich es jedenfalls nicht. Ich, ich habe nämlich überhaupt keine Papiere...

— Wieso denn? bitte, erklären Sie sich.

— Was soll ich denn erklären, wo es doch gar nichts zu erklären gibt?...

— Mein lieber Freund, sagte ich, bitte vertrauen Sie mir. Sie können mir glauben, ich bin nicht gekommen, um Ihnen hier noch irgendeine kriegsrische Falle zu stellen. Sie hören ja, daß ich selber deutsch spreche, nicht so wie ein Engländer spricht. Korrektes Deutsch, so hören Sie doch, wie man es in einer deutschen Hochschule spricht. Ich bin Student und komme im Auftrag einer Dame, die sich (es schien mir beinahe blasphemisch zu klingen) für Sie interessiert.

— Interessiert? ... Nein, bitte...

Auch er schien etwas zu merken. Man lügt schließlich auch nicht durch die Augen eines Blinden hindurch. Man lügt mit der Stimme, die die Lüge verrät. Und dieses Wort — «interessiert» — ich erschrak selbst, als ich es aussprechen mußte, klang falsch. Nein, Mrs. F... interessierte sich nicht. Sie wollte nur wissen. Irgend etwas. Im Grunde etwas vollkommen Egales. Was ich wußte, genügt bereits. Dieser Mensch ward a. Weiter ging mein Auftrag nicht. Ich hätte mich nun verabschieden können. Sie, als Präsidentin des «Vereins zur Unterstützung bedürftiger, doch würdiger Ausländer», wußte genug. Es hätte genügt, ihr zu sagen: «Max Kremp, Brownlow Hills». Dieses Wort hätte sie in Bewegung setzen müssen wie eine Lawine. Indessen, die Art und Weise wie die vornehme Dame zwischen Tee und Diner mir diese Papiere übergab, ließ wirklich keine so große persönliche Anteilnahme erwarten. «Ein Fall, weiter nichts als ein lästiger Fall. Nachforschungen aus Deutschland, Schweden, Amerika: ob irgendein Mensch namens Max Kremp in dieser Stadt existiert.» Um die näher Angaben schien sich diese Mrs. F... gar nicht zu kümmern. Es handle sich ja um keinen Wohltätigkeitsbazar, um keine Demonstration persönlicher Tugend. Es genüge, an die betreffenden Ämter in Deutschland, Schweden, Amerika zu schreiben: ein solcher Mensch, namens Max Kremp, sei wirklich da. Dann konnte sie warten. Vielleicht geschah etwas, vielleicht auch nicht. Jedenfalls war es nicht ihre Aufgabe, diesem Menschen da irgend Mutterstelle zu vertreten. Es gab noch Hunderte, Tausende, sie leitete ja ein ganzes Büro. Sie hatte hundert Briefe in der Woche zu erledigen. Die meisten allerdings, wußte ich, wurden wortlos im Papierkorb erledigt. Diese hier, dieses Bündel Papier, das ich selber in Händen hielt, hatte sie wie ein unbequemes Heft viele Wochen in die Tiefe ihres schönen Mahagonitisches verstaute. Als «besonderen Fall». Endlich lief einer her. Ich, der Freitischstudent. «Der, dachte sie dann, soll sich mal sputen. Kriegt ein Paar wollener Socken dafür. Na?» Dieser ganze Gedankenablauf dauerte keine Sekunde. Ich sah Mrs. F..., dort, in ihrem Park, in der Nähe des Fischteiches, dort in einer ganz anderen, fast jenseitigen Welt... Und ich sah diesen Menschen. Hier. Vor mir. Max Kremp... Das Bündel Papier in meiner Hand hatte mich zwischen Mrs. F... und diesen Max Kremp gestellt. Weiter nichts. Es lag an mir, wenn ich wollte, dieses Papier jetzt zu zerreißen. Dann aber, wußte ich, hätte ich auch mich selbst zerrissen.

— Ich bin es, der sich für Sie interessiert, sagte ich dann. Ich bin zwar nur ein armer Student, aber... aber... wir wollen mal sehen...

Max Kremp schien nun nach und nach zu erwachen.

— Entschuldigen Sie, sagte er, ich dulde es nicht, daß sich noch irgendein Mensch für mich interessiert. Ich selber habe jedes Interesse an den Menschen schon lange verloren.

— Haben Sie?

Nun sah er mich an. Langsam, durchdringend, so wie einen mit wortloser Klarheit nur ein Blinder anschauen kann. Jedermann, schien er zu sagen, muß das doch sehen. Wer mich sieht, der sieht auch, daß es keine Hoffnung, keinen Glauben an Menschen mehr gibt. Seine Antwort aber blieb stumm. Nur seine Lippen schienen sich leise zu bewegen. Feine, fast blutlose Lippen, die ein Gebet sprechen konnten, aber auch eine Lästerung wie Gott sie noch niemals gehört. Jetzt, zwischen Gebet und Lästerung, rieb er die Lippen beinahe bewußtlos erwägend hin und her, rieb sie, wie man zwei ganz feine kostbare Instrumente aneinander reibt, 2 Rasiernmesser, oder die Klingen eines Chirurgen, für das Leben oder für den Tod. Und, vor dieser letzten Entscheidung schienen auch die Lippen dieses Blinden zu sein. Spitzten sie sich zur Lästerung, dann war es wohl für immer um ihn geschehen, taten sie sich aber vor dem letzten Mißklang noch einmal zu einem Lächeln, dem allerungläubigsten Lächeln nur auf, dann, wer weiß, dann konnte es vielleicht noch geschehen, daß er auch die ersten Worte des Lebens wieder fand. Noch lächelte er nicht. Noch blieb sein Gesicht starr. Furchtbare Maske. Dann aber, auf einmal, drang aus dem beinahe erstorbenen Körper etwas Blut zu den aschgrauen Stopplern seiner hageren Wangen herauf, und dann, dann geschah es, daß die Lippen sich rieben, ganz leise hin und her, und dann, auf einmal, stand etwas wie ein matter Glanz um dieses blasse, unsäglich Leidendes Gesicht. Er stand da und das Licht stand um ihn.

— Kommen Sie, flüsterte ich, und berührte leise seinen Arm, ich habe mit Ihnen noch zu reden, und Sie, denke ich, mit mir.

— Ich habe Ihnen gar nichts mitzuteilen, sagte er, nur das eine wünsche ich noch, daß es bald vorüber sein möchte.

— Dieses Leben hier natürlich, ergänzte ich ihn.

— Nein, sagte er, das ist kein Leben mehr, schon lange nicht mehr. Das ist der Tod. Nur das eine erhoffe ich noch, aus diesem Tod bald in den andern, völligen, treten zu dürfen. Heute nacht, dachte ich, würde ich es tun.

— Heute nacht?

— Ja... einmal, einmal muß man das doch...

— Sie... Sie wollten...

— Vielleicht... Ja... Aber schließlich, lächelte er resigniert, ist man ja immer noch ein Mensch. Nur ein Mensch. Nur... ein Mensch... Und das, fuhr er fort, ist ja der eigentliche Grund, warum ich überhaupt hier. Ich bin... nur ein Mensch...

— Wie, bitte, meinen Sie das?

— Ich habe es Ihnen ja schon gesagt, lächelte er, ich bin nur ein Mensch. Das heißt: ich bin ein Mensch ohne Nationalität, wenn Sie das besser verstehen. Und ein Mensch ohne Nationalität ist ganz einfach...

Er deutete nach der Tür, hinter der eben wieder ein viehisches Brüllen erscholl.

— Kommen Sie, sagte ich, können wir nicht irgendwo in einer Ecke ungestört reden?

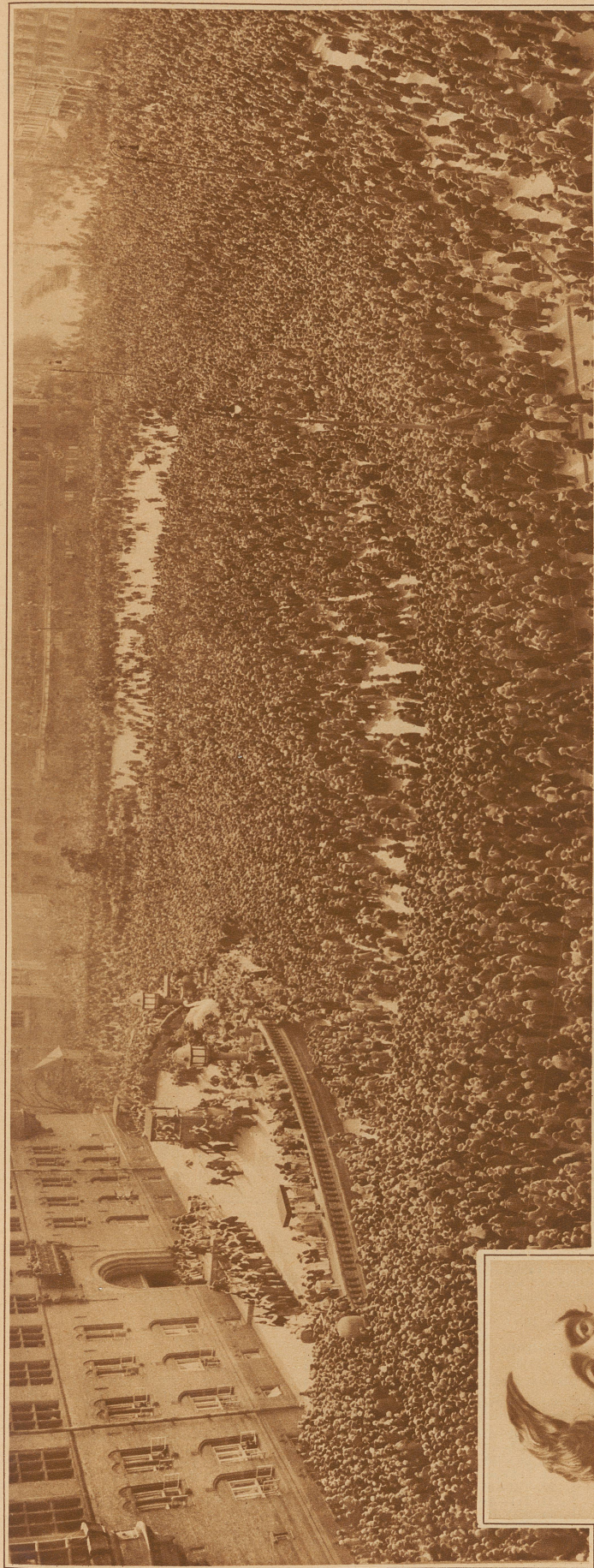
— Im Schlafsaal drüben, wisperte er, aber dann, wenn uns irgend jemand erwischt, dann ist es zwei Tage um meine Nahrung geschehen.

— Seien Sie unbesorgt, sagte ich, ich garantiere Ihnen, daß Sie von nun an zu essen haben werden, und zwar alles, was Ihnen beliebt. Alles und täglich, verstehen Sie mich wohl.

Er lächelte wie ein ungläubiges Kind.

«Ich danke Ihnen, sagte er, und ergriff meine Hand. Sie meinen es wirklich gut. Aber sehen Sie, eine solche Strafe bedeutet für mich ja eigentlich nichts, wenn ich bedenke, daß ich morgen, vielleicht schon morgen... überhaupt nicht mehr zu essen brauche. Aber, fuhr er fort, wenn es Ihnen Freude macht, so kann ich Ihnen den Gefallen ja tun. Kommen Sie. Da», setzte Sie sich neben mich auf das Bett. Einen Stuhl gibt es hier leider nirgends. Unsere Lumpen legen wir über die Lehne und ziehen sie manchmal nachts auch noch übers Gesicht. Es ist wirklich zu scheußlich, was man in dieser Schlafhölle manchmal mit anhören muß. Jetzt aber, wenn Sie wollen, kann ich Ihnen ja noch rasch meine Geschichte erzählen. Daß ich dabei meine letzte Pfeife rauche, werden Sie mir gütigst erlauben. Meine letzte, ich spasse nicht. Von jetzt an kann ich keinen Tabak mehr kaufen, und ohne Tabak wird man

(Fortsetzung Seite 505)



Wie man in Dänemark einen Dichter ehrt. Die gewaltige Festversammlung vor dem Stadthaus in Kopenhagen aus Anlaß der 125. Geburtstags-Feier des unsrerlichen Märchen-Erzählers Hans Christian Andersen

Bild links nebststehend:

Der Dichter Andersen, zu dessen Ehren dieses Frühjahr in ganz Dänemark große Feiertlichkeiten veranstaltet werden



Prof. F. A. Herzog
Lehrer am Luzerner Priesterseminar, ein geistvoller, feinsinniger Dichter, der in seinen Dichtungen sich das Gegenüber Sprachschatz bewahrt, feierte kürzlich seinen 50. Geburtstag



Major J. Inhelder
vielfähriger Kreiskommandant in Ebnet (Toggenburg), ein sehr populärer Mann, starb in Neßlau. Er hat sich in verschiedenen Behörden, namentlich auf dem Gebiet des Schulwesens sehr verdient gemacht



B. Suter-Kreuz
in Luzern
Inhaber einer Handelsgütererei von internationalem Ruf, ist an einem Sturkrampfanfall im Alter von 70 Jahren gestorben



Gluckliche Mutter mit gesunden Drillingsen



Frauennot — Frauenglück

Im Zeitalter der Rekorder:
In der Mitte Vierlinge, links und rechts Drillingse, die alle an einem Tage in einem Spital in Konstantinopel geboren wurden

(Fortsetzung von Seite 500)

hier kalt, kälter als eine hundertjährige Pfeife. Sie junger Mensch verstehen das wohl kaum. Im Kriege waren Sie nicht? nein? Nun, hab ich mir gedacht. Wer im Krieg war, hat kein Herz mehr im Leib. Hätten sie mich nur auf dem Schiff, auf dem sie mich von Amerika zurückschleppten, gleich in den großen Ofen geworfen. Damals hätten meine Knochen noch was getaucht, heute aber heizt man kein Hauskamin mehr damit.

— Gotteswillen, Mensch, was reden Sie da.

— Aha, lächelte er, sind Sie am Ende Kaplan?

Er schien mißtrauisch. Seine Lippen wurden bei nahe spitzbübisch schmal.

— Schon einmal, sagte er, hat es einer versucht, unter einem falschen Namen zu kommen. Aber, mein Herr, ich hab den Hasenpfeffer gerochen. Ich bin aufgestanden und habe gesagt: Wolf im Schafspelz, was willst du von mir? Ich sag Ihnen, der hat sich nicht mehr gezeigt.

Ich ergriff seine Hand und sagte, seine früheren Worte wiederholend:

— Nur ein Mensch, nur ein Mensch...

— Schon gut, dann kann ich ja reden. Nur, meinte er, daß Sie nicht glauben, ich erwarte noch etwas von Ihnen, von irgendjemand überhaupt. Ich kenne die Menschen genug. Ich hab abgeschlossen. Strich gemacht. Jetzt nur keine dummen Streiche mehr, alter Max Krempf. Mich, Herr, wird niemand betrüben. Von meinen Leuten habe ich seit anno 14 nichts mehr gehört. Das sind jetzt, wenn ich es richtig nachzähle, sechseinhalb Jahre. Meine Mutter ist tot. Meine Brüder sind wahrscheinlich im Kriege gefallen. Die Schwestern wollten, seit ich eine Engländerin geheiratet, nichts mehr von mir. Meine Frau mit meinem einzigen Kinde hat mich verlassen, ich hörte nie mehr von ihr. Sie, die mir am nächsten stand, steht mir am fernsten. Sie hat den Hotel-direktor genommen, aber nicht den in allen Verhältnissen sich gleich bleibenden Max Krempf. Krempf bedeutete ihr nichts. Krempf bedeutet Gefahr. Natürlich haben sie mich anno 14 in England aus dem feinen Hotel auf die Straße gestellt. 1000 Pfund wirft man keinem deutschen Pig mehr vors Maul. Schluß, von heute auf morgen. Nun, etwas, natürlich, hatte man noch. Man konnte noch leben. Ein Jahr, vielleicht drei. Ich hatte immerhin über fünfdehntwanzig Jahre gespart. Nicht knauserig, immer, um vorwärtszukommen. Mit 16, mein Herr, kam ich als Telleraufwascher herüber. blieb hier. Hab aufs Einjährige und den deutschen Michel verzichtet, England schien feineres Land. Ha, ihr Bierseidel! dachte ich nur. Und, «Bierseidel» hab ich gedacht, bis anno 14 das große internationale Menü begann, das große Blutwurstfest, an das auch ich selber mein Tröpfchen gegeben. Mein Geld. Dann, bevor die Amerikaner kamen und Leberwurst machten, schiffte ich mich rasch ins Land der Freiheit hinüber. Natürlich war ich damals noch nicht gänzlich blind. Ich ging immer noch. In Newyork habe ich noch eine Zeitlang geobert. Zum Arzt getragen, natürlich, was ich verdient. Zum Spezialisten. Hoffnungslos ging das Licht aus. «Von der Unterernährung» sagte der eine, der andere, «weil ich zu viel deutsche Weine gesoffen». So primitiv sind sie dort. Diese Herren Spezialisten! Schließlich kroch ich in eine Kellerschenke hinab (man war ja noch nicht trocken da drüben) und von dort ging es dann geradeweg ins Land der guten Hoffnung hinein. Sie müssen nämlich wissen, mein Herr, daß ich damals noch eine einzige große Chance gehabt. Und diese Chance war ein kleiner Karton. Ein Karton mit Pillen, den ich in einer Vorstadtpothek entdeckt. Diese Pillen, mein Herr, haben auf eine Woche nochmals einen deutschen Patrioten aus mir gemacht. Kleine Pillen, die, ich fühlte es deutlich, von Tag zu Tag meinen Schnerv gestärkt. So daß ich wieder auf Straßen hinaus konnte. Noch zwei, drei Monate, dachte ich, und du steigst wieder zum Manager auf. Sprachen, Auftreten, Bildung, alles, was man braucht, um eine Leiter auf einen Wolkenkratzer zu klettern, hatte ich ja. Und dazu das Mittel, die Zauberpillen, hatte ich auch. Da, eines Tages, wie ich mir noch so ein Schächtelchen holen will, heißt's: nichts mehr zu haben. Gar nichts. Keine einzige. Nichts mehr zu machen. Deutsch. Made in Germany. Geh und schwimm nach Deutschland hinüber. Alle Apotheken lief ich durch. Warf meinen letzten Dollar über die Gasse, einem dieser chemischen Schweine direkt ins Gesicht. Nichts mehr zu haben. Nichts als Ersatz. Dreck, der einem mit den Augen auch noch den Magen vergiftet. Dann, ganz langsam, brannten die Lampen mir aus.

Die Nebel stiegen auf. Die Sonnenfinsternis kam. Der Mond zog noch einmal vor meinem Fenster vorüber. Und dann? ... Na ja... dann kam die Polizei und begann in meinen Taschen zu graben. Nach Deutschland senden konnten sie mich nicht. Daran hinderten sie die deutschen U. B. Sonst hätten sie mich natürlich auf einen Schlepper geladen. Tja. Aber was nun? Amerikaner war ich auch nicht. In England aber hatte ich über zwanzig Jahre gelebt. Also, senden wir den Burschen nach England hinüber. Wo kommst du denn her? was willst du bei uns? Verreckte, sagte ich, als ich wieder in England ankam. Aber das faßt man doch nicht wortgetreu auf... Man telephonierte meiner Frau, depechierte ihr, aber die hatte sich natürlich bereits mit einem anderen versehen. Tja, tja. Ich hab ja immer gesagt, mach was du willst... Aber, nun ja! Schließlich hat man mich eben, sozusagen vorübergehend, hier ins Workhouse gesteckt. Wir sind hier ja nur Passagiere. Auch der Japaner, der sich mit dem Chinesen geboxt. Eines Tages kommt für jeden ein Herr, um ihnen das letzte Pfeiflein zu stopfen. Tja, tja. Jetzt rauch ich's Ihnen.

Ich hatte seine beiden Hände umfaßt und sagte:

— Glauben Sie mir!

Dann schoß ich auf — blitzender Gedanke — ihm etwas Tabak zu kaufen. Ich hatte in dem dreckigen Nebelgeviert des Gefängnisses irgendwo eine kleine Hausiererstelle entdeckt. Dort, wo die Insassen ihre Gelegenheitslöhne durchbringen...

— Ich hole nur rasch Tabak, sagte ich, gleich bin ich wieder hier. Ich selber werde dann eine Pfeife mit Ihnen rauchen.

Da, als ich aus dem Lädlehen trat, stürzte der Aufseher mit dem Gummiknoten an mir vorüber:

«Wissen Sie schon, der Herr, den Sie eben besucht? ...»

Als ich oben anlangte, hatte man ihn bereits vom Fenster geschnitten. Aber er röchelte noch. Die Pfeife lag am Boden, noch etwas glühende Asche darum.

Da, wie ich den Mut zu dieser Kapriole fand, weiß ich noch heute nicht: Nachdem ich wie ein Hund seine Augen bewacht, schrie ich, als er sie endlich zum erstenmal wieder zu zwei Spalten geöffnet, geöffnet, obwohl er weder mich, noch Mond, noch Sterne sehen konnte:

— Mensch, schrie ich, Ihre Pfeife brennt ja noch immer! ...

Da — wunderbares Geschenk — lächelte er... Nun war er gerettet.

Es hat dann noch lange gedauert, schloß ich meinen ersten Bericht, als ich sieben Wochen nachher im Hafen von Hamburg Max Krempf seinem leib-eigenen Bruder übergab, bis wir ihn nur aus dem traurigen Kasten heraus hatten. Schließlich aber schafften wir's doch, und heute nacht will ich Ihnen noch erzählen wie. Es ist nicht eben der angenehmste Teil meiner Geschichte. Sie ist nämlich, um die Sache nur noch rasch anzudeuten, mit einem Diebstahl verknüpft.

Mit dem dann das letzte Kapitel beginnt.

— Ich habe Ihnen, begann ich einige Stunden, darauf in dem kleinen Alsterhotel, von jener Mrs. F.... erzählt, die in ihrem schönen Mahagonischreibtisch Ihre Papiere verwahrt: Ihre Nachforschungen in England, Amerika, sowie die Briefe, die Sie an das schwedische und schweiz. Rotkreuz gesandt haben. Sie alle lagen, lange bevor ich von Ihrem Bruder hörte (der, während ich das erzähle, seine dreißigstündige Reise ausschließ): alle diese Papiere liefen letzten Endes bei jener famosen Mrs. F.... zusammen, die mit ihrem Gatten, einem alten Börsenhais in einer wunderbaren Villa am Stadtrand lebte. Was sie schließlich veranlaßte, mir eines Tages, dem letzten, an dem es überhaupt möglich war, Ihren Bruder zu retten, mir diese Papiere noch auszuhändigen, weiß ich wirklich nicht. Das Leben selbst, glaube ich, hat sie in letzter Sekunde auf eine Minute aus ihrem Wohltätigkeitsschlaf gerüttelt. Sie selber hätte sich natürlich niemals persönlich ins Workhouse verfügt. Nun, sei dem wie immer: ich stand einmal da, und, wenn ich einmal vor einer Aufgabe stehe, so greife ich zu. Komme und koste es, was es dann wolle. In diesem Falle, dachte ich, habe ich ja diese Mrs. F.... auf alle Fälle als Schutzreserve postiert. Die wird doch nicht wohl, dachte ich, ein Ei aufschlagen, um es dann auf die Gasse zu gießen. Zum mindesten, dachte ich, bakken wir mal eine Wohltätigkeitsomelette damit. Also her mit der Pfanne! Und nun? werden Sie fragen. Ja. Wie ein Küchenchef hab ich die Sache gepanscht.

Ich telephonierte, ich schrieb, ich sprach siebenmal vor, aber die Gnädige wollte von meinen Rezepten nichts wissen. Sobald ich zur Geldfrage kam, zuckte sie jedesmal ärgerlich auf. «Nächstesmal, Lieber... jetzt sind keine so großen Mittel vorhanden. Na, etwas Tabak und sonst einige Kleinigkeiten können Sie dem armen Kerl auf meine Rechnung ja kaufen. Später, später sehen wir dann weiter.» Nun war es aber doch klar: daß man mit Tabak keinen Max Krempf mehr rettet. Auch nicht mit Reis. Schokolade verweigerte er schon gar nicht. Sein Magen war ein fauler, löcheriger Strumpf, weiter nichts. Als heraus. Heraus, sonst steht er mir um. Da hab ich denn an ein paar Studenten appelliert, und wir haben den Max, nachdem wir noch allerlei Scherereien wegen den Papieren gehabt, schließlich eines Nachts in einer Kutsche aus dem Workhouse geschafft und in ein vegetarisches Logierhaus gebracht, wo er sich nach drei Wochen endlich so weit erholt, daß er die Reise nach Deutschland antreten konnte. Das Logiergeld, von dem spreche ich nicht, so was schaffen Studenten noch vor. Aber die Fahrt? Nun, es ging nicht anders: es lief zwar auf keinen eigentlichen Diebstahl, wohl aber auf eine Erpressung hinaus. Ich hatte zwei Reisepässe und zwei Fahrkarten nach Deutschland bestellt. Alles, wie ich vorgab, im Auftrag von Mrs. F...., die unbegrenzte Kredite genoß. Mit diesen beiden Fahrkarten und Pässen, aber auch mit einem eisernen «Bubi» in der Tasche, präsentierte ich mich. Zusammen mit zwei Kollegen. Einer pflanzte sich vors Telefon, einer vor das Gartenportal. So, mein Verehrter, stiegen wir ein. Die beiden Haifische, können sich denken, haben geschäumt und gezittert. Ich aber schrie: wenn ihr mir den Scheck nicht ausstellt, so habt ihr nicht nur euer eigenes, sondern auch das Leben eines Blinden auf dem Gewissen! Hundert Pfund! sagte ich. Schreiben Sie: hundert Pfund! Hundert Pfund sind ja für Leute wie Sie kein Pfennig. Hundert Pfund! sage ich. «Dann... endlich... hat der große Haifisch den grünen Wisch unterschrieben. Meine beiden Freunde aber blieben als Telefon- und Gartenwache zurück, bis ich das Geld eingelöst.

Eine Stunde darauf fuhr ich ab.

Mein Gegenüber, ein gediegener, damals aber sehr armer Gastwirt aus München, schüttelte traurig und doch gleichzeitig bewundernd den Kopf.

— Nein, so, sagte er, so laß ich mir meinen Bruder nicht schenken.

— Unbesorgt, sagte ich, ich bin überzeugt, eines Tages schafft Ihr Max diese Pfund selber noch aus seinen armen Knochen heraus.

— Max, Sie sind wohl von Sinnen!

— Nun, wir werden ja sehen, sagte ich, morgen und übermorgen ist auch wieder ein Tag. Und dann, denke ich, kommen noch allerlei Tage nachher...

Mein Optimismus behielt recht.

Eines Tages, etwa ein Jahr nach dieser Geschichte, erhielt ich von Max einen Brief (das erste, was er lernte, war wieder schreiben), in dem er mir mitteilte, es gehe ihm, alles in allem, sehr gut. Blind sei er zwar noch immer, aber das innere Licht des Vertrauens brenne wenigstens wieder. Auch habe er allerlei praktiziert. Geschustert, geflickt, genäht, natürlich nach seiner eigenen Art, aber er wollte nun endlich was schaffen. Er sei, las ich schmunzelnd, kein Freischützstudent. Vielmehr, es war zum Staunen, er sei zum Professor aufgerückt. Wie? Höchst einfach. Durch Inserat. «Englisch. Nur sprechen.» Bis jetzt habe er schon mehr als zwanzig Schüler auf seiner Leimrute sitzen. Die Sache mache ihm Spaß. Die hundert Pfund habe er zwar noch nicht, aber nächstes Jahr bestimmt fünfzig. Worauf denn jenes Kapitel beginnt, das wir nicht mehr zu Ende schreiben. Weil er noch lebt... Jene beiden Haifische aber haben jene 100 Pfund samt dem Freischützbanditen sicher längstens vergessen. Wenn nicht, so seien sie beide gegrüßt. Den beiden Diebskollegen jedenfalls ist nachher kein Unrecht geschehen. In Amerika, wo ich später auch noch einmal hinzukommen hoffe, wird eine solche Tat sogar öffentlich belobt. Mir selber, in unserm alten Europa, blieb keine andere Genugtuung, als diese Geschichte zu schreiben. Wenn sie einem mißfällt, so schüttle er den Kopf und denke: nur ein Mensch... Ich selber verlange nach keinem größeren Titel. Schließlich hat «Nur ein Mensch» mich gelehrt, menschlich zu sein. «Nur ein Mensch» ist mehr als ein Brite, auch mehr als ein Yankee, ein Schwede, Schweizer, Franzose, Schwabe oder ein Preuße. «Nur ein Mensch», hoffe ich, sind wir eines Tages — alle zusammen...

FABELHAFT!!



SIND

Gleo

SCHUHE

J. LÜTHI & CO, BURGDORF